

## GEHEIMREPORT

Friedrich Sieburg – hier handelt es sich um einen höchst komplizierten und fast tragischen Fall – den eines hochbegabten, brillanten, enorm befähigten, ehrgeizzerfressenen Menschen, der gegen seine Überzeugung und gewiß unter inneren Kämpfen nicht nur zum Nazischriststeller, sondern zu einem ihrer gefährlichsten und erfolgreichsten Agenten und Promotor geworden ist.

Ursprünglich im linksradikalen Lager, Kreis der Weltbühne noch unter Siegfried Jacobsohn, als junges Talent entdeckt und protegiert, verleugnete er nie seine Herkunft vom Stefan George-Kreis, aus dem er aber schon in seiner „Links“-Zeit ins Aktivistische ausbrach. Er machte Karriere als Auslandskorrespondent für verschiedene große deutsche Blätter, schließlich Frankfurter Zeitung, bei der er blieb und deren geistige Linie er vor und nach der „Machtergreifung“ mit bestimmte. Nach einigen Jahren in Kopenhagen ging er nach London, dann nach Paris. Sensationellen Erfolg brachte ihm sein Buch „Gott in Frankreich“ und später „Die Rote Arktis“ – Eindrücke am Bord eines russischen Eisbrechers auf dem er eine arktische Expedition mitmachte. Beide Bücher wären heute aus vielen Gründen interessant wieder zu lesen – besonders seine Schilderung der „jungen Bolschewisten“ – in denen er fast idealisierte junge Nazis schilderte – in einer Zeit als es offiziell in Deutschland noch keinen Nazieinfluß gab.

Sieburg hat zunächst ernstlich um sein Deutschum gerungen und auf alle mögliche Weise versucht, es mit der Naziherrschaft in Einklang zu bringen ohne seinen geistigen Standard und seine weitere Sicht in die Welt aufgeben zu müssen. Er hat sich wohl auch eine Zeitlang vorgenommen daß man durch Dabeisein und Mithingehen die Sache heben und verbessern und aus der nationalsozialistischen eine neue und bedeutende nationale Haltung und Anschauung herauslösen könne. Sein Buch „Es werde Deutschland“ – 1933 erschienen aber noch vor „Machtergreifung“ geschrieben und trotz Machtergreifung noch dem damaligen jüdischen Besitzer der Frankfurter Zeitung, seinem Freund Heinrich Simon, gewidmet, – bewegt sich auf dieser sehr gefährlichen und ganz verschwommenen Grenze – zwischen Nationalismus, Kritik des „liberalen Denkens“ und politischer Progressivität. Bald darauf aber machte er seinen – zunächst vorsichtig verhüllten – Pakt mit dem Teufel. Da die Frankfurter Zeitung von den Nazis bewußt dazu benutzt wurde, um in den westlichen Ländern den Eindruck des Terrors und der wirklichen hitlerschen Aggressionspläne zu mildern oder abzulenken, hatte Sieburg in den ersten Jahren dort immer noch die Möglichkeit, „auf seinem Niveau“ zu schreiben und sich der eigentlichen Nazidiktung und Propaganda zu enthalten. Desto gefährlicher wurde seine eigentliche Position. Er war – teils geheim, teils offen, dem Außenministerium attached und machte Reisen nach Polen (als man eine Liaison mit den Polen brauchte), Japan, Portugal usw. – anscheinend für journalistische Zwecke, tatsächlich in diplomatischen und taktischen Missionen für die Hitlerregierung. Seine Weltläufigkeit, Bildung, Sprachenkenntnis, und seine außergewöhnliche stilistische Begabung machten ihn zu einem unschätzbaren Aktivposten für die Nazi-Außenpolitik. Dabei spielte er wohl immer noch in schlaflosen Nächten mit dem Gedanken, sich aus dieser Schlinge zu befreien und sich loszusagen – aber es war zu spät. Die Brücken waren abgebrochen – die Daumschrauben saßen fest –



Da war die Nacht von Paris noch weit: Friedrich Sieburg im Jahr 1933.

Foto Archiv

## Wozu lebt man noch hier?

Der Publizist Friedrich Sieburg / Von Carl Zuckmayer

und der Pakt war mit Blut gezeichnet. Er wurde später zum Bluturteil – bis jetzt nur für andere und (soweit bekannt) noch nicht für ihn selbst.

Statt weiterer Charakteristik ist es interessanter ein persönliches Erlebnis mit ihm zu schildern. Verf. war mit ihm sehr befreundet – besonders auch mit seiner Frau, einer hervorragenden Persönlichkeit, Dänin, die von Paris aus Modeberichte schrieb und unter der Tragödie seines Renegatentums und seines schauerlichen Höllenwegs sichtlich litt ohne etwas ändern oder verhindern zu können. Im Dezember des Jahres 1938 fand der bekannte Besuch des Herrn von Ribbentrop in Paris statt, bei dem ein langfristiger „Freundschaftspakt“ zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen und wieder einmal „peace for our time“ verkündet wurde. In der Nacht nach dem offiziellen Empfang der deutsche Delegation durch die französische Regierung, bei dem der Pakt gefeiert wurde und Freundschaftsreden gehalten, traf ich mit Sieburg in einem pariser Cafe zusammen, wir saßen allein und unbelauscht in einer Ecke und tranken Cognac, Sieburg, der noch im Frack war – unmittelbar von dem Regierungsempfang kommend, über den er für die nächste Ausgabe der „Frankfurter“ zu schreiben hatte, – befand sich in einem Zustand von exaltierter Verzweiflung wie ich ihn nie gesehen hatte. „Man sollte sich umbringen bevor man umgebracht

wird – man sollte sich totsaufen – Morphium nehmen – wozu lebt man noch hier.“ – Er schilderte mir mit einem ungeheuren Ausbruch von Ekel und Scham und Abscheu die Atmosphäre dieses „Verbrüderungs-Empfanges“ – die grenzenlose Verlogenheit, den aufgelegten gegenseitigen Schwindel, die Arroganz und Heimtücke der deutschen Delegation, ihren kaum verhüllten Spott über die Komödie, die Idiotie oder Korruptheit und hypnotisierte Selbstvernichtung der französischen Staatsmänner, den Zynismus, bewußten Volks- und Völkerbetrug, die nihilistische Dynamik dahinter, die gesinnungslose Machtgier, die Gewissenlosigkeit und geistige Verrottung. „C'est la guerre“, murmelte er immer wieder – „C'est la guerre“.

Nie habe ich eine so abgründige, diabolische, und begabte erzählte Darstellung der Vorverhältnisse dieses Krieges und seiner Schrittmacher erlebt. Er war totenblau, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Hände zitterten, er wirkte wie ein Selbstmörder, (aber nichts von der inferioren und theatralischen „Reue“ eines Hans Reimann. Hier war wirklich ein Mann mit seinem Teufel konfrontiert). Er trank viel Cognac obwohl er in der Nacht noch seinen Leitartikel schreiben mußte und verabschiedete sich plötzlich in einer hektischen und fast betrunkenen Wendung – mit einer Umarmung in der ein Congé pour cette vie lag und einem geflüsterten: „Mensch – wie ich

Dich beneide.“ – Mir schien das in meiner damaligen Lage leicht komisch. Tatsächlich habe ich ihn nie wiedergesehen. Aber am übernächsten Tag kaufte ich mir an der Etoile die Frankfurter Zeitung – und las das Ergebnis dieser Nacht. Ein Leitartikel, in dem die deutsch-französische Verbrüderung in den glühendsten Farben gepriesen und als „endgültig“ gekennzeichnet wurde, Weltfrieden und Weltaufbau verheißend, durchsetzt mit kulturellen Analogien, historischen und weltanschaulichen Argumenten für das „Ereignis“, gipfelnd in einer Verherrlichung der hitlerschen Friedenspolitik und des „ethischen Realismus“ der französischen Regierung.

And that's that.

Es ist zuverlässig berichtet – obwohl dem Verf. nur aus zweiter Hand bekannt – daß Sieburg – der nach seinem rechtzeitigen Rückzug aus Frankreich der deutschen Pressestelle in Holland zugeteilt worden war – an der Vorbereitungsarbeit der Fünften Kolonne in Holland und Belgien vor dem Einfall im Jahr 1940 entscheidenden Anteil hatte.

Von seiner weiteren Entwicklung – der Höllenfahrt eines enormen Talents und bedeutenden Kopfes, um den es ewig schade ist, – weiß Verf. nichts Näheres. Alter zwischen 47 und 50.

Nachtrag:

Die Informationen, die ich zufällig in New York über Sieburgs weiteren Entwicklungsgang erhalten konnte, sind interessant, weil sie offenbar stimmen.

Es ist da eine ganz überraschende – und bei Sieburgs flexibler Persönlichkeit sehr verständliche Wendung eingetreten. Sieburg scheint heute und schon seit geraumer Zeit zu den Enttäuschten und Abtrünnigen der Naziherrschaft zu gehören (ein „echter“ Nazi war er ja nie, wegen zu hohen Niveaus). Seine Karriere scheint auch zu Ende – und es sieht so aus, als sei sie nicht von oben her sondern durch seinen eigenen Willen abgebrochen worden. Ob er wirklich im Jahr 40 Fifth Column Arbeit gemacht hat scheint mir nach dem, was ich jetzt höre, auch zweifelhaft, er war damals im aktiven diplomatischen Dienst, zuerst tatsächlich in Holland, dann in Berlin, und nach der Niederlage Frankreichs in einer Art Attaché-Position in Paris. Hier scheint es zu Zerwürfissen und zu einer völligen Déroute seiner Nazikarriere gekommen zu sein. Er nahm nach einiger Zeit seinen Abschied aus dem diplomatischen Corps und dem offiziellen Staatsdienst, verzichtete auf jede Position, und wurde wieder Journalist, und soll von da ab mehr feuilletonistisch als politisch gearbeitet haben. Eine Dame, die mir diese Informationen gab, hat ihm im Jahr 41 in Madrid getroffen, wo er als Auslandskorrespondent für deutsche Blätter tätig war. Seine frühere Frau – eine Dänin, die ich vorher erwähnte, hatte sich von ihm scheiden lassen, er hatte wieder geheiratet, und zwar die Witwe eines im Anfang des Kriegs gefallenen deutschen Generals. Er hat sich zu meiner Bekanntheit geäußert, daß er „nicht mehr mitmache“ und „sozusagen auf neutralem Boden“, das „Ende erwarte“. Es ist interessant daß er schon damals, vor „Pearl Harbour“ und Stalingrad – so empfind, – aber mir kommt es glaubhaft vor.

Carl Zuckmayer schrieb sein Dossier über deutsche Künstler und Intellektuelle 1943/44 im Exil für den amerikanischen Geheimdienst. Friedrich Sieburg stand 1932 mit dem Querfrontbündnis um Kurt von Schleicher in Verbindung, das eine Machtübernahme Hitlers verhindern wollte. Sieburgs Buch „Es werde Deutschland“ von 1932 wurde vier Jahre später wegen seiner Kritik am Antisemitismus der Nationalsozialisten verboten. Nach dem Krieg arbeitete Sieburg seit 1956 für das Feuilleton dieser Zeitung, deren Literaturblatt er bis 1963 leitete. Zur Rolle der Frankfurter Zeitung im „Dritten Reich“ bis zum Verbot 1943 sei auf Günther Gillessens Buch „Auf verlorenem Posten“ (Berlin 1986) verwiesen.

## Ein Barbar in Bielefeld

Es hallt ein Ruf wie Donnerhall: Schließt die Bibliotheken!

Als der Kalif Omar gefragt wurde, was mit der Bibliothek von Alexandria geschehen solle, gab er eine weise Antwort: Wenn die Schriften mit dem Koran übereinstimmen, verbrennt sie, denn sie sind unnütz. Wenn sie nicht mit dem Koran übereinstimmen, verbrennt sie ebenfalls, denn sie sind schädlich. Das klingt nur deshalb barbarisch, weil der Koran für uns bedeutungslos ist. Setzt man jedoch für den Kalifen Omar den Bibliothekar Karl Wilhelm Neubauer und für den Koran das Internet, elektronische Bücher und Zeitschriften sowie das Drucken auf Abruf oder andere digitale Techniken ein, die zum Teil noch zu entwickeln sind, dann erkennt man die Weisheit einer heiligen Zerstörungswut, die aufhebt, was sie vernichtet.

Rousseau und Nietzsche zitieren den barbarischen Kalifen als Beispiel für die Vitalität junger, unverbildeter, erobersüchtiger Kulturen. Karl Wilhelm Neubauer ist der scheidende Direktor der Universitätsbibliothek Bielefeld, die als modernste Bibliothek Deutschlands gilt. Neubauer ist 62 Jahre alt, wirkt aber, als hätte vor zwanzig Jahren jemand das Alterungsgegn bei ihm abgeschaltet. So verkörpert er die Vitalität der jungen, aber machthungrigen digitalen Zivilisation. Er ist der klassische Nestbeschmutzer. Viele Berufskollegen hassens ihn. Aber das Publikum vergöttert Nestbeschmutzer: Denn Nestbeschmutzer suchen die Schuld nicht bei den anderen, sondern bei sich selbst. So sind sie die Umstürzer, Antreiber, Macher. Wenn das Thema Bibliotheken nicht so verstaubt klänge, wäre Neubauer der Liebling der Medien. Hier liegt eines der Probleme: Kommunikation. Die Bibliothekare, gewohnt, seit Omars Zeiten und früher immer schon dagewesen zu sein, sagen uns nicht, was sie eigentlich machen und wozu wir sie künftig noch brauchen. Wir fragen sie aber auch zuwenig. Zwar wollen wir eine sogenannte „Wissensgesellschaft“ sein, und wir haben gelernt, daß wir den stetigen Bevölkerungsrückgang nur durch Produktivitätssteigerung aufwiegen können, also durch Bildung und Forschung. Aber das hat keine ernsthaften Konsequenzen. Wie also Aufmerksamkeit erregen für ein Thema, das die Gesellschaft interessieren müßte?

Beispielsweise durch eine Konferenz zum Thema „Informationsqualität für alle und ihre Kosten“, auf der Neubauer seine radikalen Ideen letzte Woche in Bielefeld drei Tage lang von einer Garde internationaler Fachleute feiern und bekräftigen ließ. Aber nicht Eitelkeit haben wir ihm vorzuwerfen, sondern eher, daß er immer noch nicht radikal genug ist.

Richtig verstanden, sind Bibliotheken die „Nabe“, das starre Traditionszentrum, um das sich die Innovationsdynamik der wissenbasierten Gesellschaft dreht, so die Leiterin der Unternehmensbibliothek beim Computerkonzern Hewlett Packard. Die Nabe wirkt jedoch im verborgenen, ihr Prinzip ist, die Reibungsverluste bei der Fortbewegung so gering wie möglich zu halten, also möglichst selbst nicht spürbar zu sein. Wir dagegen haben ein falsches, sentimentales Bild von Bibliotheken. Wir stellen sie uns monumental vor. Dies zeigte Liv Sæteren, Direktorin der öffentlichen Bibliothek von Oslo. Sie berichtete über die Schwierigkeiten, die neue Rolle der Bibliothek als „Lernzentrum“ angemessen architektonisch umzusetzen. Tatsächlich: Seit die Nationalbibliotheken im neunzehnten Jahrhundert in kolossale Monumentalbauten einzugeworfen, erhielten sie ein Prestige, als wären sie die Ursache und nicht bloß das ephemere Ergebnis erfolgreicher industrieller Nationalökonomie. Das Modell ist immer noch prägend für unser Denken: Entscheidend ist die berauschende Größe – die des Baus oder die des Bestandes. Heute ist das jedoch anders: Je mehr die Bibliotheken unsichtbar werden und verschwinden, desto mehr werden sie zur stillstehenden Mitte fortwährender technischer und kultureller Revolutionen, zur Achse der wertschöpfenden Tätigkeiten, zur tatsächlichen Grundlage und nicht nur symbolischen Repräsentation gesellschaftlicher Macht.

Wie ist dieser Bedeutungszuwachs durch Verschwinden, der Erfolg durch Abwesenheit denkbar? Dazu müssen wir ein wenig ausholen. Beginnen wir mit dem Stichwort „Bibliothekskrise“. Damit ist gemeint, daß die Ankaufsetats der wissenschaftlichen Bibliotheken bei weitem nicht so schnell steigen wie die Preise vor allem der Zeitschriften im Bereich von Naturwissenschaft, Technik und Medizin. Die Folge ist, daß erst weniger Fachbücher angeschafft und schließlich auch immer mehr Abonnements gekündigt werden müssen. Die Bibliothekare warnen, daß deshalb Studenten länger studieren müßten, daß Spitzenkräfte abwanderten und der „Wissenschaftsstandort Deutschland“ gefährdet sei.

## Krise? Welche Krise?

In Wirklichkeit ist das aber ein internationales Problem. Es trifft alle Länder – und am schlimmsten die armen. Am Anfang schrien die Bibliothekare einfach nur nach mehr Geld. Als nicht genug kam, begann man Schulden zu suchen. Vor einem halben Jahr hatten die kommerziellen Verlage mit ihrer Profitorientierung den schwarzen Peter. Heute trifft es auch die Wissenschaftler. Denn Bibliothekare und einzelne Wissenschaftler kamen auf die Idee, den Ertrag der Forschung in autonomen Verlagen selbst zu vermarkten, die kommerziellen Verlage zu boykottieren und so einen preis-mindernden Wettbewerb zu fördern. Aber die Boykottaufrufe fruchten nicht, denn für die meisten Wissenschaftler ist es allein wichtig, in renommierten Zeitschriften zu publizieren, um ihren Ruhm zu mehren und ihre Karriere- und Verdienstmöglichkeiten zu erhöhen. Deshalb sind sie heute die bevorzugten Buhmänner der Bibliothekare, die ihre Anstrengungen hintertrieben sehen durch Eitelkeit und Gleichgültigkeit.

Alle sind sich einig, daß Geld der Hebel ist, um die nötigen Verhaltensänderungen zu bewirken. Unterschiedlich sind nur die

Meinungen, welche finanziellen Anreize geschaffen werden sollen. Manche Bibliothekarsvertreter wollen beispielsweise den Wissenschaftlern „verbieten, die Nutzungsrechte wissenschaftlicher Arbeiten von vornherein zu kommerzialisieren“. Sie möchten die Aufmerksamkeitsökonomie der wissenschaftlichen Zeitschriften, mit der die Qualität von Wissenschaft gemessen wird, durch ein anderes System ersetzen. Sie möchten die Endnutzer an den Nutzungskosten für Datenbanken beteiligen. Sie möchten den Einkauf von Zeitschriften länderübergreifend koordinieren, in der Hoffnung, die Nachteile der gegenwärtigen Konsortialverträge zu überwinden. Diese Einkaufsgenossenschaften, so ihre Erkenntnis, führten in der jetzigen Gestaltung nur zu einer größeren Anzahl verfügbarer Titel, aber nicht zu sinkenden Preisen.

Neubauer dagegen paßt die ganze Richtung nicht. Warum die Konflikte nicht eskalieren lassen, bis uns der ganze korrupte Laden um die Ohren fliegt? Und dann neu aufbauen. Vor allem: keine Konsortien mehr. Jede Bibliothek müsse ihr individuelles Informationsprofil definieren, entsprechende Abonnements bestellen oder einzelne Artikel nach Bedarf kaufen („pay per view“) und ansonsten die Zeitschriften abbestellen. Das heißt: sich auf die thematischen „Kernkompetenzen“ der Hochschule konzentrieren und hier das attraktivste, reichste Angebot schaffen. Würden das alle so machen, ergäbe sich auch ein wohlthuendes Artensterben unter den fettsubventionierten Zeitschriftensauriern.

## Wissensbeihilfen

Denkt man das weiter, braucht man dann überhaupt noch Bibliotheken? Professoren und Studenten könnten bei den Verlagen direkt ihre Informationen beziehen, im Abonnement oder per Einzelabruf, wie im normalen Leben eines Abonnenten beispielsweise dieser Zeitung. Jeder nach seinen Möglichkeiten und Bedürfnissen. Der zentrale Ankauf und die kostenlose Bereitstellung waren einmal die effizienteste Art, den Zugang zu Qualitätsinformationen zu garantieren. So sind die Bibliotheken unter der Hand zu Sozialstationen degeneriert. Das wird im Licht der digitalen Revolution heute sichtbar. Denn die digitale Technik, die alle Information in beliebig kleine Einheiten zerteilt, erlaubt den Zugriff in jeder individuell wünschenswerten Form. Und jede Informationseinheit kann als solche vermarktet werden. Das „Wissenslager“ in Bibliotheken wird für einen bedeutenden Teil der Literatur künftig überflüssig und entsprechend auch die falschverstandene „Mission“ der öffentlichen wie der wissenschaftlichen Bibliotheken, die Informationen kostenfrei an die vielen „Bedürftigen“ abzugeben. „Informationsgerechtigkeit“ sicherzustellen ist künftig eine Aufgabe der Öffentlichkeit, nicht mehr der Bibliotheken. Wie so etwas technisch denkbar ist, zeigte in Bielefeld der Leiter der Öffentlichen Bibliothek von Eindhoven am Konzept städtischer oder regionaler „Wissensbezirke“. Aber auch hier ist die Unterscheidung zwischen der „technischen“ gegenüber der „sozialen“ Garantie des Zugangs zu Information noch nicht durchgeföhrt.

Neue Entwicklungen und Anreizsysteme werden so denkbar: Lernhungrige Studenten, die viel lesen, könnten zum Beispiel eine prozentual höhere „Informationsbeihilfe“ erhalten. Lehrbücher müssen so schnell wie möglich durch interaktive eBooks ersetzt werden. Für die Papierbestände, die in den historischen Wissenschaften von Bedeutung bleiben, solange sie nicht retrodigitalisiert sind, wünscht man sich Zusammenlegung in spezialisierte Präsenzbibliotheken in der Nähe von Archiven, Nachlässen, Sondersammlungen, Forschungsschwerpunkten. Auch für die Geisteswissenschaften könnte sich die Digitalisierung so als segensreicher Richtungsimpuls auswirken: Zurück zu den Quellen!

Die Dokumente verschwinden, das ist nur eine Frage der Zeit. Die Bibliothekare schlüpfen in neue Rollen als Informationsvermittler, die vor allem das „soziale Leben“ der Information betreuen: Sie halten als Administratoren die Information durch ständige Wartung technisch lebendig. Sie testen und installieren Systeme, die den Nutzern helfen, ihre individuellen Informationsportfolios zu optimieren. Sie schulen die Nutzer in der Suche, Nutzung und Entwicklung von Lern- und Lehrmaterialien. Sie liefern Daten zum Informationskonsum, die Rating-Agenturen zur Bewertung der Qualität von Forschung und Lehre nutzen können. Einiges davon deuteten Präsentationen auf der Konferenz bereits an.

Die Bibliotheken sind schwach und müssen gestützt werden? Wer schon fällt, den muß man stützen, so der promovierte Theologe Neubauer, der sinnigerweise an einem Buch über Dschingis Khan schreibt. Sondernemittel dürften die Ministerien nur den Starken geben, die sich reformieren und rückhaltlos den Ausbau der digitalen Infrastruktur und der entsprechenden Dienstleistungen vorantreiben.

Gilt diese robuste Ethik nur für die Bibliothekspolitik? Die Gesellschaft dürfte nicht zulassen, daß ein Informationsproletariat entsteht. Das aber ist nicht nur eine Frage von arm und reich. Auch müssen die Menschen die Information nicht nur finden können. Sondern sie müssen sie auch bewerten, müssen zwischen guter und schlechter Information unterscheiden können und wollen. Vielleicht wird „Informationsethik“ das Hauptfach in der „Lern-Bibliothek“ der Zukunft. Denn universelle Verfügbarkeit von Information ist zwar technisch denkbar, aber sie ist nicht per se wünschenswert. Geld ist ein bewährtes Mittel zur Steuerung sozialer Systeme. Warum sollen statt der Bibliothekare nicht die Nutzer selbst entscheiden, in welche Themen sie mit ihrem persönlichen Budget investieren wollen? Der Wettbewerb ist ein härterer Prüfstein als selbst der Koran: Was mich nicht stärkt, ist schädlich, was mich langweilt, ist überflüssig.

CHRISTOPH ALBRECHT

## Ziegenkäsemousse

Dreierlei: Das „museum kunst palast“ empfiehlt Mischkost

Wie Köln hat auch Düsseldorf magere Kunst-Jahre hinter sich. Jetzt aber sind die Erwartungen hochfliegend. Wenn erst die Kunsthalle nach ihrem Siechtum und der Kunstverein nach der Renovierung wieder ihren Betrieb aufnehmen und die neue Dependence der Kunstsammlung „K 21“ ihr Starkapital vorzeigt, werden die Kunsthäuser hier in bemerkenswerter Zahl um die Gunst des Publikums buhlen. Nicht zu vergessen das „museum kunst palast“, das sich in Düsseldorf als Modell für öffentlich-private Allianz erweisen soll. Und dieses wahrhaft stattliche Aufgebot findet sich allein in einer Stadt, die nicht ganz zu Unrecht das „Dorf“ in ihrem Namen führt. Denn erweitert man den Radius nur wenig über ihre Grenzen hinaus in die ebenfalls dichtbesiedelte Kunstlandschaft, so läßt sich leicht erkennen, wie schwierig die Aufgabe ist, ein unverwechselbares Profil zu entwickeln.

Vor dieser Herausforderung steht jetzt, nach der Ouvertüre mit Altären aus aller Welt, der Kunstpalast am Ehrenhof. Hier gilt es beträchtliche Arsenalteile mit Leben zu füllen. Hatte die exotische Schau der Opfer-tische den Blick auf die neuen Säle von Oswald Mathias Ungers noch diskret verstellt, so bekommt man sie nun zum ersten Mal in ihrer ganzen Pracht zu sehen – und ist konsterniert ob des leblosen Lichts und der aseptischen Atmosphäre in diesen Raumschachteln. Der Museumspalast wird damit leben müssen. Doch auch bei der Strategie der Ausstellungen, soweit sich eine solche überhaupt erkennen läßt, kann man dem Schauhaus des Energieversorgers besondere Fortüne bislang nicht bescheinigen.

Diesmal setzt man auf ein Mischprogramm aus drei Darbietungen, die alle zugleich eröffnet wurden: Eine klare Position im Gemimmel der Ausstellungen, die kontinuierlich allein das Rheinland beglücken, kann man in solcher Praxis nicht erkennen.

Favorisiert wird eine Melange aus Provokation und Kitsch. In der „Radikalität“, dem „Ausloten der Extreme“ und dem „Überschreiten von Tabus“ macht Hausherr Jean-Hubert Martin das gemeinsame Fluidum der drei Beiträge aus.

Offenbar will er jedem Geschmack etwas Passendes offerieren: Ein bißchen sensibel, ein bißchen lasziv sind die bestickten Leinwände der in New York lebenden Ghada Amer, glitzernd und glasperlend ist die „verzauberte Realität“ in den Küchen- und Garten-Environments von Liza Lou aus Los Angeles, herb indes die Kost des Flamen Wim Delvoye. Schweine paaren sich da in Röntgenbildern, eingefärbt in spitzbögen Kirchenfenstern, Wurstscheiben figurieren sich zu Mosaiken. Die Schau des Belgiers offenbart aber besonders schmerzlich die Verlegenheit, die neuen Hallen zu bespielen: Zusammenhanglos, wie bestellt und nicht abgeholt, stehen der monströse, lebensgroße Bagger aus gotischem Formenvokabular, geschnittene Betonmischer und einige Butangasflaschen, bemalt im Stile der niederländischen Landschaft, im Raum herum. Attraktion der Ausstellungstrias ist Delvoyses „Cloaka“. Die große Apparatur könnte aus dem Chemielabor stammen und simuliert die menschliche Verdauung in Realzeit. Auf dem Speiseplan standen bei der Vernissage „Ziegenkäsemousse mit Spinat und marinierten Paprika, Kalbsbäckchen mit Rahmwirsing, Polenta und Thymiangremolata“.

Der anschauliche Kreislauf von Aufnehmen, Verzehren und Ausscheiden macht zu-mindest die Vergeblichkeit der ewigen Wiederkehr des Gleichen offenbar. Vielleicht eignet sich diese „Cloaka“ ja gerade deshalb so gut als Gleichnis einer nimmersatten Kunstszene. GEORG IMDAHL

„museum kunst palast“, Düsseldorf, bis 5. Mai. Katalog Delvoye 22,90 €, Amer und Lou je 19,90 Euro.



Mit Freude kochen: Ausschnitt aus Liza Lous Installation „Kitchen“

Foto Anthony Cunha